

Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael/Thomas Schlemmer (Hrsg.), Vorgeschichte der Gegenwart. Dimensionen des Strukturbruchs nach dem Boom, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen/Bristol 2016, 502 S., geb., 80,00 €, auch als E-Book erhältlich.

Werner Plumpe/André Steiner (Hrsg.), Der Mythos von der postindustriellen Welt. Wirtschaftlicher Strukturwandel in Deutschland 1960 bis 1990, Wallstein Verlag, Göttingen 2016, 277 S., geb., 29,90 €, auch als E-Book erhältlich.

Vor knapp 30 Jahren, am 18. September 1987, veröffentlichte der britische »Independent« eine Karikatur, die es in der britischen Zeitgeschichte zu einiger Berühmtheit gebracht hat. Die Zeichnung zeigt die Premierministerin Margaret Thatcher, Handtasche haltend und makellos gekleidet, inmitten einer postindustriellen Einöde zerfallener Fabrikgebäude, aufgebrochenen Betons und Bergen von Schutt. In sarkastischem Kontrast zur Zeichnung stand die Unterschrift, die der Karikaturist Nicholas Garland der berühmten Grabinschrift für den Architekten Sir Christopher Wren entlehnt hatte: »Si Monumentum Requirit, Circumspice« – »Benötigst Du ein Denkmal, schau dich um!«. Die Zeichnung fängt eine Deutung des wirtschaftlichen und sozialen Strukturwandels im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts ein, die zeitgenössisch in Großbritannien weit verbreitet war und die bis in die Gegenwart hinein einflussreich geblieben ist. Strukturwandel wird hier als Verlustgeschichte begriffen, als Geschichte des Niedergangs, und darüber hinaus als politisches Projekt, als »Klassenkampf von oben«, wie es Jim Phillips einmal ausgedrückt hat.

Die beiden hier zu besprechenden Sammelbände nehmen eine andere Perspektive auf die jüngste Zeitgeschichte ein. Nicht der Erfahrungsraum und Wahrnehmungshorizont der Zeitgenossen bilden den Ausgangspunkt, sondern unsere Gegenwart. Zeitgeschichte ist »Vorgeschichte der Gegenwart«, wie Anselm Doering-Manteuffel, Lutz Raphael und Thomas Schlemmer programmatisch bereits im Titel des ersten hier anzuzeigenden Bandes deutlich machen. Die Vergangenheit wird darauf hin befragt, inwiefern sich in ihr »Anfänge von aktuellen Begebenheiten im Guten wie im Schlechten« finden lassen. Der Präsentismus, der einer solchen Sicht inhärent ist, wird hier nicht als Problem verstanden, sondern im Gegenteil »als Möglichkeit heuristischen Fortschritts«, wie Doering-Manteuffel und Raphael in ihrer Einleitung betonen (S. 9). Eine Konsequenz aus dieser »Öffnung« der Zeitgeschichte sei eine engere Verzahnung mit den Sozialwissenschaften, vor allem der Soziologie (S. 12).

Die beiden Sammelbände stellen keine zufällig zusammengewürfelten Tagungsbände dar oder eilig herausgegebene *Work-in-Progress Reports*. Vielmehr erheben sie den Anspruch, die Ergebnisse zweier groß angelegter, von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderter Projekte einer interessierten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Der erste hier zu besprechende Band, »Vorgeschichte der Gegenwart«, geht aus einer internationalen Tagung gleichen Titels hervor, die im Juni 2013 am Institut für Zeitgeschichte in München stattfand. Dabei handelte es sich um die Abschlusstagung des von den Universitäten Tübingen und Trier gemeinsam getragenen und seit 2009 geförderten Forschungsverbands »Nach dem Boom«. Der 502 Seiten umfassende Band versammelt in vier Unterabschnitten die Ergebnisse von zwanzig Einzelstudien. Die meisten Teilprojekte des Forschungsverbands sind mit Einzelbeiträgen vertreten. Daneben kommen auch Soziologen sowie andere Zeithistoriker und Zeithistorikerinnen zu Wort, die an der Tagung teilgenommen haben.

In gewisser Hinsicht liefert der Sammelband die empirische Basis zu der programmatischen Projektskizze, die 2008 von den beiden Leitern des Forschungsverbands, Anselm Doering-Manteuffel und Lutz Raphael, unter dem Titel »Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970« in erster Auflage vorgelegt worden war und in der deutschsprachigen Forschung breit rezipiert worden ist. In der Tat greifen viele Einzelbeiträge, vor allem diejenigen des Forschungsverbands, die zentrale Formu-

lierung aus dem Jahr 2008 wieder auf, wonach die Jahre seit 1970 durch »sozialen Wandel von revolutionärer Qualität« gekennzeichnet gewesen seien. Der 2008 lediglich postulierte »Strukturbruch« taucht 2016 gleichsam voraussetzungslos im Untertitel auf. Allerdings wäre es verkürzend, den Sammelband lediglich als empirische Unterfütterung bereits seit Langem diskutierter Hypothesen zu sehen. Vielmehr tragen die einzelnen Beiträge dazu bei, das Forschungsfeld auszufächern und die Thesen zu differenzieren. Wichtigen Anteil daran haben nicht zuletzt diejenigen Beiträge, die unabhängig von der Arbeit des Forschungsverbundes entstanden sind.

In ihrer selbstbewussten Einleitung sehen die Herausgeber die ursprünglichen Annahmen aus dem Jahr 2008 durch die Diskussion der vergangenen Jahre im Wesentlichen bestätigt (S. 18f.). Vor allem habe sich ein Konsens darüber herausgebildet, dass die frühen 1970er-Jahre in der Tat als eine Zäsur betrachtet werden können und dass manches dafür spreche, das Ende dieser Übergangs- und Umbruchsphase auf die Mitte der 1990er-Jahre zu datieren (S. 11f.). Gleichzeitig heben die Herausgeber hervor, dass in Zukunft »die Ambivalenzen der Umbrüche nach dem Boom« noch stärker als bisher zu berücksichtigen seien (S. 32). Unter Verweis auf den von Morten Reitmayer angestellten Vergleich zwischen der *belle époque* um 1900 und dem späten 20. Jahrhundert regen sie an, dass ein »Denkmodell sich öffnender und schließender Möglichkeitshorizonte« geeignet sein könnte, »die Ambivalenzen der Epoche« sichtbar zu machen (S. 32).

Die 20 Einzelbeiträge des Sammelbands gliedern sich in vier Unterabschnitte, die sich den Themenfeldern der Arbeit (I), der Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik (II), des Konsums (III) sowie der Zeitlichkeit (IV) widmen. Die Einzelstudien variieren in ihrer empirischen Dichte und der Reichweite des Erklärungsanspruchs, bewegen sich aber durchgängig auf ansprechendem Niveau. Im Rahmen dieser Besprechung können die Ergebnisse im Einzelnen nicht hinreichend gewürdigt werden. Vielmehr soll es darum gehen, schlaglichtartig einige Befunde hervorzuheben, die geeignet scheinen, dem Bild von der jüngsten Vergangenheit schärfere Konturen zu verleihen oder auch bisher weniger beachtete Aspekte hervorzuheben.

Wie die Beiträge des ersten Abschnitts über »Formwandel und Strukturbrüche der Arbeit« deutlich machen, begann sich in den 1970er-Jahren gerade nicht das »Ende der Arbeitsgesellschaft« abzuzeichnen, wie es einigen zeitgenössischen Beobachtern erschien. Vielmehr war es »die Entwicklung von Arbeit selbst, in der sich die Umbrüche manifestierten«, wie dies Dieter Sauer in seinem sozialwissenschaftlichen Beitrag zeigt (S. 38). Für Sauer ist der Wandel der Arbeitswelt vor allem durch einen Prozess der »Vermarktlichung« gekennzeichnet, dessen markantestes Kennzeichen darin bestehe, permanente Überforderung zu einem Strukturprinzip der betrieblichen Organisation von Arbeit zu machen (S. 44). Dass mit dem Übergang in das digitale Zeitalter nicht mehr nur die Handarbeit, sondern in zunehmendem Maße die Kopfarbeit einem Innovationsschub ausgesetzt ist, der große Anpassungsleistungen von Seiten der Arbeitnehmer erfordert, machen Andreas Boas, Tobias Kämpf und Thomas Lühr in ihrem Beitrag eindringlich deutlich. Zunehmend bekommen auch Geistes- und Sozialwissenschaftler sowie andere geistig Tätige am eigenen Leibe zu spüren, was den klassischen Industriearbeitern bereits in den 1970er- und 1980er-Jahren widerfahren ist, nämlich als »überholt« klassifiziert zu werden und ins Abseits geschoben zu werden.

Auch die anderen Beiträge des Abschnitts zeigen, dass mit neuen Leitbildern und Ermöglichungen auch neue Erwartungen und Zwänge einhergingen, sei dies im Bereich der Frauenerwerbstätigkeit, in der das alte Modell der »fordistischen Hausfrau« umfassend delegitimiert wurde (Thomas Schlemmer), im Bedeutungswandel, den Ideen von »Flexibilisierung« von Arbeit durchmachten (Dietmar Süß), oder in den Vorstellungen davon, welche Formen von Arbeit wem zugemutet werden konnten (Wiebke Wiede). Jenseits dieser übergreifenden Befunde ist auffällig, dass vor allem die soziologisch argumentierenden Beiträge die größten Innovations- und Wandlungsschübe eher in den 1990er-Jahren verorten als in den beiden Jahrzehnten der 1970er- und 1980er-Jahre, die ursprünglich im Kernbereich des Forschungsverbundes »Nach dem Boom« gestanden hatten.

Derselbe Befund eines »verzögerten« Strukturbruchs kehrt auch im zweiten Themenblock des Sammelbands wieder, der sich wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Problemstellungen zuwendet. So argumentieren sowohl Lutz Leisering in seinem Beitrag über den deutschen Sozialstaat als auch Wolfgang Schroeder und Samuel Greef in ihrem Überblick über Gewerkschaften und Arbeitsbeziehungen, dass

erst »mit etwa zwanzigjähriger Verspätung« weitreichende Konsequenzen aus sich wandelnden Rahmenbedingungen gezogen worden seien (S. 249). Radikalem Wandel ging eine lange Übergangsphase voraus, in der auf neue Herausforderungen mit dem Versuch reagiert wurde, das Überkommene zu konsolidieren und bestenfalls vorsichtig zu reformieren, statt grundlegend umzustürzen. Leisering deutet in seinem Beitrag an, dass es sich hierbei um eine deutsche Besonderheit in den Krisenjahren nach dem Boom gehandelt haben könnte (S. 229).

Liegt in der »gedehnten Zeit« vielleicht eine der Ursachen dafür, dass die Bundesrepublik im internationalen Vergleich relativ glimpflich sowohl durch die »Große Inflation« der 1970er-Jahre gekommen ist als auch durch die Weltwirtschaftskrise der letzten Jahre? Ginge es zu weit, zu vermuten, dass gerade die Schwerfälligkeit der Bundesrepublik eine der Ursachen dafür war, dass der deutschen Gesellschaft der »autoritäre Populismus« (Stuart Hall) vom Schläge Margaret Thatchers und Donald Trumps bisher erspart geblieben ist? Die Frage ist reizvoll; sie lässt sich auf Grundlage der hier versammelten Beiträge leider nicht beantworten. Zu unterschiedlich sind die Zugriffsweisen und Referenzpunkte. Vielleicht liegt darin eine Schwäche des ansonsten in vielerlei Hinsicht überaus ertragreichen Bandes. Während die Mehrzahl der Beiträge die Bundesrepublik zum Ausgangspunkt ihrer Überlegungen nimmt, wenn auch zuweilen in vergleichender Perspektive, haben die beiden englischsprachigen Beiträge den »Westen« insgesamt im Blick. Daneben betrachten einige Beiträge Entwicklungen in anderen westeuropäischen Ländern, vor allem in Großbritannien und Frankreich. So entsteht ein Nebeneinander, das sich nur schwer zu einem Gesamtbild formen lässt.

Der dritte Abschnitt behandelt den Bereich des Konsums und trägt die Überschrift »Von der Konsum- zur Konsumentengesellschaft«, womit bereits ein Deutungsrahmen vorgegeben ist. Interessant ist, dass zwei Beiträge quer zu dieser Deutung stehen. So konstatiert Frank Trentmann in seinem knappen Abriss über Konsumtrends seit dem Zweiten Weltkrieg, dass die 1970er-Jahre gerade nicht als eine historische Zäsur gelten könnten und auch keine »revolutionäre Transformation« stattgefunden habe. Vielmehr hätten sich im Bereich des Konsums existierende Trends fortgesetzt, wenn auch in abgeschwächter Form (S. 306). Auch Maren Möhring distanziert sich in ihrem lesenswerten Beitrag über bundesrepublikanische Esskulturen von der These, dass wir es im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts mit einem Übergang von der konformen Konsum- zur individualisierten Konsumentengesellschaft zu tun hätten. Sie plädiert für ein »weniger lineares Modell«, welches auch das Nebeneinander von Standardisierung einerseits und Pluralisierung andererseits einzufangen in der Lage sei (S. 309 & S. 329). Kennzeichnend für die 1970er-Jahre sei vor allem eine »Entnormativierung« gewesen (S. 331). Immerhin lassen sich krisenhafte Entwicklungen auf einzelnen Feldern des Konsums identifizieren, etwa im Bereich der gesellschaftlichen Akzeptanz des Profifußballs, wie Hannah Jonas in ihrem Beitrag zeigt.

Im abschließenden Teil schließlich geht es um »Zeithorizonte und Zeitdiagnosen«. Dass sich auch auf diesem Feld Wandlungsprozesse nachzeichnen lassen, die die krisenhaften soziökonomischen Entwicklungen der Zeit reflektierten und aufnahmen, ist wenig überraschend. Bereits ein Blick auf die Jugend- und Subkultur der späten 1970er- und frühen 1980er-Jahre macht hinreichend deutlich, dass eschatologische Naherwartungen eine neue Konjunktur erlebten. Produktiver scheint mir die Beobachtung zu sein, welche große Prägekraft die intellektuellen Aufbrüche der 1960er-Jahre für das »temporale Imaginarium nach dem Boom« (Fernando Esposito) besaßen. So kann Martin Kindtner in seinem Beitrag über »Strategien der Verflüssigung« zeigen, dass der Strukturalismus zunächst in Konkurrenz zur marxistischen Avantgarde der Nachkriegszeit entstand, sich im Zuge von »1968« dann aber politisierte und eine Verbindung zum zeitgenössischen Linksradikalismus einging. In dieser Form wurde er in den 1970er-Jahren als Poststrukturalismus dann auch in der Bundesrepublik rezipiert. Elke Seefried wiederum kann deutlich machen, dass sich die Zukunftsforschung in der Bundesrepublik bereits um 1970 grundlegend in Richtung einer »kritischen Futurologie« gewandelt hatte, die sich am Menschen und an der Ökologie statt an der Technik orientierte (S. 433). Die »Krise« war von der Zukunftsforschung bereits »konstruiert« worden, bevor der Ölpreisschock sie ins öffentliche Bewusstsein hob.

Dennis Eversberg erinnert in seinem Beitrag über Arbeitsmarkt und junge Menschen daran, dass die Destabilisierung von Zukunftserwartungen auch als befreiend empfunden werden konnte: »Der Ausbruch aus den vorgezeichneten Bahnen standardisierter, beruflich codierter Lebensentwürfe wurde zu Recht als Befreiung und als Ermächtigung zu selbstbestimmter Gestaltung des eigenen Lebens erfahren«, wie er feststellt (S. 452). Abschließend stellt Morten Reitmayer in seiner Untersuchung über »bri-

tische Elitensemantiken« die Genese einer neuen Elite vor, die sich als Außenseiter inszenierten und zunächst auf dem Feld der Wirtschaft reüssierten, inzwischen aber in der Politik Großbritanniens (und der USA) ihr Unwesen treiben.

Mit »Vorgeschichte der Gegenwart« liegt ein Band zur jüngsten Zeitgeschichte vor, der die Ausgangsüberlegungen des »Nach dem Boom«-Forschungsverbundes empirisch absichert, aber auch differenziert. Bemerkenswert erscheinen die unterschiedlichen Geschwindigkeiten, mit der sich die einzelnen westlichen Gesellschaften auf die Herausforderungen der Zeit nach dem Boom einließen beziehungsweise in den Strudel derselben gerissen wurden. Für die Bundesrepublik jedenfalls scheinen die entscheidenden Zäsuren erst in den 1990er-Jahren gesetzt worden zu sein. Anders in Großbritannien oder auch in den Vereinigten Staaten – mit weitreichenden Folgen bis in die Gegenwart. Seltsam erscheint allerdings, dass der eigentliche Kernbereich der Ausgangsthese, der Wandel im wirtschaftlichen Produktionsregime, im Sammelband vergleichsweise unterrepräsentiert ist. Ausgewiesene Wirtschaftshistoriker sind unter den Beiträgern kaum vertreten.

Anders ist das bei dem zweiten hier anzuzeigenden Band, »Der Mythos von der postindustriellen Welt«, der von den beiden Wirtschaftshistorikern Werner Plumpe und André Steiner herausgegeben wurde. Der Band fasst die Ergebnisse eines ebenfalls von der DFG geförderten Projekts zum wirtschaftlichen Wandel zwischen 1960 und 1990 im deutsch-deutschen Vergleich zusammen. Die Einzelstudien zum Maschinenbau (Ralf Ahrens), zur Tonträgerindustrie (Christian A. Müller) und zum Paulschaltourismus (Jörg Leczenski) erscheinen gerade deshalb als klug gewählt, weil diese Branchen weder zu den großen Gewinnern noch zu den Verlierern der Zeit nach dem Boom gerechnet werden können. Sie dienen den Herausgebern dazu, ihre zentrale These zu untermauern, wonach die Rede von der postindustriellen Welt für Deutschland nicht zutreffe.

Einen scharfen Bruch von einer Industriegesellschaft hin zu einer wie auch immer konfigurierten »Dienstleistungsgesellschaft« erkennen die beiden Herausgeber für den Untersuchungszeitraum nicht. Aus wirtschaftshistorischer Sicht müsse vielmehr von einem »mehr oder weniger kontinuierliche[n] Prozess« gesprochen werden, der zudem »komplementär, nicht substitutiv« verlaufen sei. »Tatsächlich war – zumindest in Deutschland – die Industrie nie »verschwunden«. Vielmehr bleibe »der intensive Strukturwandel und die Verschiebung der Beschäftigungsrelationen an einen industriellen Kern gekoppelt, dessen Ausdruck sich ändert, dessen faktisches Gewicht aber weiterhin groß [ist]«, wie André Steiner in seiner zusammenfassenden Würdigung der Einzelstudien urteilt (S. 53). Damit kann der Band als wichtige Ergänzung zu »Vorgeschichte der Gegenwart« gelesen werden, der geeignet ist, der Reichweite der These vom »Strukturbruch« wirtschaftshistorische Grenzen zu setzen, zumindest für das Gebiet der Bundesrepublik und der DDR bis 1990.

Welche Korrekturen also müssen an der eingangs beschriebenen Karikatur aus dem Jahr 1987 angebracht werden, wenn Zeitgeschichte als »Vorgeschichte der Gegenwart« begriffen wird, wie es hier geschieht? Eine gegenwartsorientierte Zeigeschichte hätte neben das postindustrielle Ödland die Aufbrüche zu stellen, die an seine Stelle traten. Im Falle des alten Werksgeländes des Schwermaschinenbauers Head Wrightson, auf dem die britische Premierministerin fotografiert worden war, waren das Wohn- und Bürogebäude sowie Geschäfte des Einzelhandels. Freilich hatte Thatcher bereits zeitgenössisch auf die bestürzte Nachfrage ihrer Berater hin, warum sie sich ausgerechnet an einem solchen Ort habe fotografieren lassen, in der ihr eigenen Resolutheit geantwortet: »Well, quite simple, because in four years I'm going to be photographed on that site full of buildings and that will just show you [...] what enterprise can do!« Zweitens müsste die Person Margaret Thatchers aus dem Zentrum der Zeichnung an den Rand gerückt werden. In den hier besprochenen Einzelstudien jedenfalls erscheinen die Handlungsspielräume politischer Akteure geringer als es den Zeitgenossen erschienen sein mag. Schließlich wäre zu berücksichtigen, dass auch die Tage des Mediums, in dem die Zeichnung übermittelt wurde, bereits gezählt waren. Der britische Independent, in den 1980er-Jahren noch als journalistische Innovation gefeiert, hat inzwischen seine Printausgabe eingestellt. Und dennoch bringt die Karikatur etwas zum Ausdruck, das sich mit einem präsentistischen Blick, zumal wenn er aus Deutschland kommt, nur schwer fassen lässt: die Wirkmächtigkeit der Bilder und Vorstellungen, die sich die Zeitgenossen von den Umbrüchen machten, und deren korrodierender Einfluss bis in die politischen Umwälzungen unserer Tage hinein.

Jörg Arnold, Nottingham

Zitierempfehlung:

Jörg Arnold: Rezension von: Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael/Thomas Schlemmer (Hrsg.), Vorgeschichte der Gegenwart. Dimensionen des Strukturbruchs nach dem Boom, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2016 und Werner Plumpe/André Steiner (Hrsg.), Der Mythos von der postindustriellen Welt. Wirtschaftlicher Strukturwandel in Deutschland 1960 bis 1990, Wallstein Verlag, Göttingen 2016, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 57, 2017, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81818>> [28.2.2017].